
Johnson-Jahrbuch

Band 10/2003

Herausgegeben von

Ulrich Fries, Holger Helbig und Irmgard Müller

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson V, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 10. 2003 –

ISBN 3-525-20909-6

© 2003, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Internet: www.vandenhoeck-ruprecht.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Rudolf Gerstenberg

Kleinkassiber für den Kalten Krieg

Uwe Johnsons Briefe und Postkarten an Jochen Ziem.

21. März 1955 – 19. September 1968

Zu: Uwe Johnson: »Leaving Leipsic next week«.

Briefe an Jochen Ziem. Texte von Jochen Ziem¹

The direction is intending to use now guns with great
calibre in the society for sporting and technique

Uwe Johnson²

Warum ist dieses Kleinod einer gedeckten Verbindung erst jetzt auf uns gekommen? Und warum erschien es nicht im Hausverlag Johnsons, dem Suhrkamp-Verlag? Vielleicht lässt sich das ein andermal klären. Buchtechnisch gesehen, ist die Veröffentlichung im Berliner Transit Verlag allemal ein Glücksfall.

Was erwartet den Leser? Viel Buch für's Geld, das zum Ersten. Gudrun Fröba hat den graugrünen, quengerippten Pappeinband mit dem stark vergrößerten Faksimile einer Zeichnung von der Hand Johnsons versehen. Es ist von geradezu Jeanpaulschem Witz, dass sich die fotografische Vorlage dazu auf dem Innentitel (Seite 2) findet: Der junge Johnson, en profil, mit der Pfeife im Maul. Das Bild ist aber von später.

Die Wahl ist dennoch gut getroffen: Der Titel zeigt uns das nachgetragene Porträt der Innenseite, nachdem es durch des Dichters Auge, Hirn und Hand gegangen und merkwürdig, selbstironisch anverwandelt wieder auf die Mitwelt losgelassen wird.

1 Johnson, Uwe: »Leaving Leipsic next week«. Briefe an Jochen Ziem. Texte von Jochen Ziem, herausgegeben und eingeleitet von Erdmut Wizisla, Berlin 2002.

2 Johnson, Postkarte vom 7. April 1955 an Jochen Ziem, ebd., S. 42.

So also wünscht Johnson sich selbst abzukürzen: Als turmschädlicher Pfeifenraucher. Wer genau hinsieht, entdeckt hinter dem fehlenden Hinterkopf einen kleinen Makel. Zufällig dahin geraten, vielleicht aber auch nicht. Und das könnte der kleine Makel hinter dem Hinterkopf bedeuten: Johnson hat sich auf den Punkt gebracht. Wirklich? Ist dieser Hinterkopf nicht vielmehr und zuallererst eine einzige Frage? Man sehe genauer hin. Wo nicht, ist's ein hübscher Effekt der Vergrößerung, der sich aber auch auf Seite 36 noch nicht verlieren will. »Halloh Schochen«, so lässt der Herausgeber den Textteil einläuten. Es ist dies die Grußformel zum dreiundzwanzigsten Geburtstag Jochen Ziems. Der im September des Vorjahres nach Leipzig gewechselte Johnson kannte Ziem erst knappe sechs Monate. Diese Karte wie die des folgenden Tages schmückt jene verschmitzt fragende Paraphe, dem Leser bereits vom Titel bekannt. Diesmal aber ohne Punkt.

Viel Buch für's Geld – das lässt sich auch auf das kenntnisreiche Vorwort des Herausgebers Erdmut Wizisla münzen. Man könnte geneigt sein, es ein wenig zu lang zu finden. Aber das stimmt nicht. Da ist kein Satz zuviel, die Ausführlichkeit ist angemessen.

Die Krux des Bandes liegt anderswo.

Zum andern nämlich handelt es sich um einen einseitigen Schriftwechsel, die Antworten des Adressaten, Jochen Ziem, sind nicht erhalten. Und selbst wenn, den Schreiber kennt kaum einer. Wizisla hat ihn für die Johnson-Leser noch einmal kurz der endgültigen Vergessenheit entrissen. So umfasst der Korpus lediglich 41 Schriftstücke, über einen Zeitraum von gerade mal zwei Jahren. Dann klappt eine Karte nach, am 19. Dezember 1968: »Lieber Herr Ziem, ich bin dafür, dies zu vergessen.«

Das ausführliche Vorwort also ist nicht zu lang. Ob Wizisla allerdings gut daran getan hat, den Band mit späteren Texten Ziems aufzupusten – ich bezweifle es. So hat er die Lektüre und Interpretation mit zusätzlichem Wissen ex post beladen, das so nicht in diesen Kontext gehört. Und wir wissen, dass wir beim besten Willen nicht mehr von diesem Wissen absehen können. Das ist umso problematischer, weil Wizisla eigens Texte aus den »Jahrebüchern« Ziems hervorkramt, von denen er andeutet, sie blieben als Ganzes besser unter Verschluss. Aber dass sich Erdmut Wizisla hinter dieses Buch geklemmt hat und es mit dem Transit Verlag durchsetzte, das kann gar nicht hoch genug gewürdigt werden. Denn immerhin handelt es sich, wie gesagt, um einen auf den ersten Blick dünnen Textkorpus aus zwei Jahren.

Aber die haben es in sich. Die Schriftstücke wie die Jahre auch. Die Johnson-Gemeinde darüber zu belehren, hieße Eulen nach Athen zu tragen.

Schon die beiden ersten Zeugnisse eines Konvoluts von vierzig Stücken zeigen dies: Der Schatten Stalins steht nicht zwischen, sondern in den Zeilen.

Am 21. März 1955 schreibt Johnson aus Leipzig den ersten erhalten gebliebenen Brief an den noch immer aus Hannover zurückerwarteten Ziem. »Sie werden bemerkt haben dass Stalin nun tot ist; auch bedanke ich mich für das Pack Tabak das mich von Ihnen betraf.« Der Kommentar des Herausgebers vermerkt lakonisch, er, Stalin, sei »bereits am 5. März 1953 gestorben.«³ Trotzdem war das mehr als zwei Jahre danach offensichtlich noch eine Nachricht wert: Totgesagte leben länger.⁴ Noch standen Stalin-Statuen an ostdeutschen Straßen, ein »demokratischer Schriftsteller werden« zu wollen, das »ging nun nicht«, meinte Uwe Johnson.⁵

Dies ist aber nur eine geringe Merkwürdigkeit. Die zweite Karte der Korrespondenz weist nämlich weitere auf. Das Datumsformat ist hier anders, die Jahreszahl ist in römischen Zahlen angegeben: LV. Und das Datum ist einen Monat vorverlegt: März 6, LV. »Johnson datiert irrtümlich auf März«, vermerkt der Kommentar. Ist das zu glauben? Ich glaube das nicht. Das falsche Datum ist ein Fehler, kein Irrtum.

Denn der 6. März 1955 ist der 2. Jahrestag der Nachricht von Stalins Tod. Am 6. März erreichte die Nachricht von seinem Tod die Welt.⁶

3 Ebd., S. 39.

4 Vgl. Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. I-IV, Frankfurt am Main 1988, S. 769: »Um Stalin Schmerz zu ersparen, haben die U.S.A. ihm bis heute [23. Februar 1968 – RG] verschwiegen, daß sein Sohn Jakov schon im April 1943 im Lager Sachsenhausen erschossen wurde, auf eigenes Verlangen.« Da Stalin nach dem julianischen Kalender am 9. Dezember Geburtstag hatte, würde sein Todestag, je nach Schaltjahr, im 20. Jahrhundert auf einen Termin um den 22. Februar fallen. Das dürfte die Inszenierung des XX. Parteitages der KPdSU 1956 mitbestimmt haben. Und vielleicht auch die *Jahrestage*, wenn da steht: »und übermorgen [22. Februar – RG] / stehl ich / der Königin Kind. And there will be / an end of me. – Of him, Gesine. Rumpelstilzchen.« Vgl. ebd., S. 751.

5 Johnson, *Leaving Leipsic* (Anm. 1), S. 39. Vgl. JT, 1851.

6 »Wer an jenen Märztag des Jahres 1953 zurückdenkt, an jene Stunden, da wir erfahren, dass Stalins Herz nicht mehr schlägt, erinnert sich der Tränen aus ungezählten Augenpaaren«. So Max Zimmering in: Als schritte er unter uns, in: Günther Caspar (Hg.), *Du Welt im Licht. J. W. Stalin im Werk deutscher Schriftsteller*, Berlin 1954, S. 340.

»Die schreckliche Dunkelheit jener frühesten Frühe des 6. März 1953, in der die Nachricht über den Sender ging, legt sich von Moskau aus über die ganze Sowjetunion, über alle Länder, über jedes ehrliche Herz«, schrieb Stephan Hermlin in der unvergesslichen Anthologie zu Stalins 1. Todestag, gewidmet wiederum dessen 75., dem 2. Geburtstag postum am 21. Dezember 1954.⁷

Johnsons Untertext beglückwünscht hier einen, der entkommen ist, einen »Überlebenden«.⁸ Noch in den *Jahrestagen* wird es heißen, »Stalin sei doch gestorben am 6. März« (JT, 1850). Das ist aber ganz richtig, denn erst am 6. März 1953 konnten Johnson und Ziem, konnte aber realistischerweise auch eine vorgestellte Person wie Gesine Cresspahl überhaupt erst »bemerkt haben, dass Stalin nun tot«⁹ war. Nicht früher. Weiter wird auch die Erinnerung, das jährliche Eingedenken nicht zurück reichen dürfen, alles andere wäre eine Fälschung. Mit andern Worten: Stalin war für viele schon lange gestorben, politisch ein toter Hund. Aber am 5. März lebte er für die Welt noch.

Ganz ähnlich verfährt der Barlach-Kenner Johnson deswegen auch mit dem Todesdatum Ernst Barlachs in den *Jahrestagen*.¹⁰ Gestorben war Barlach nicht am 27.10. 1938, sondern schon drei Tage zuvor. Aber die Nachricht erfuhr man in Jerichow und Umgebung erst am 27.10. 1938 aus dem *Lübecker General-Anzeiger*. Die Trilogie heißt nicht ohne Grund *Jahrestage aus dem Leben von Gesine Cresspahl*. Die Jahrestage der individuellen Erinnerung dürfen nicht gefälscht, nicht vom offiziellen Gedenk-ritual überschrieben werden. Das scheint mir der geheime Sinn der offenen Krudität von Johnsons scheinbaren Fehlдатierungen zu sein. Sie haben Methode, und die wird durchgezogen.

Wie gesagt: Der gestelzte Ton der Geburtstagskarte ist so vielleicht nicht als bloße Zumutung zu deuten, sondern eher als Hinweis auf den glücklichen Umstand, dass Ziem zu denen gehörte, die den Pfeifenraucher Stalin überlebten.

Dass die Korrespondenz, in immer größer werdenden Abständen freilich, unterhalten wurde, hat seinen Grund nicht in den andauernden Rückrufbemühungen Johnsons. Das Gerüst scheint mir vielmehr der

7 Hermlin, Stephan: Das Abbild der Hoffnung, in: ebd., S. 299.

8 Vgl. Johnson, Uwe: Brief an Kurt Hoppenrath (1954), in: ders., »Entwöhnung von einem Arbeitsplatz«. Klausuren und frühe Prosatexte, hg. von Bernd Neumann, Frankfurt am Main 1992 (Schriften des Uwe Johnson-Archivs 3), S. 104-107, hier: S. 105.

9 Johnson, Leaving Leipzig (Anm. 1), S. 39.

10 Vgl. JT, 712.

Umstand abzugeben, dass Johnson einen Auftrag von Ziem sehr genau und wörtlich nahm: Er möge sich um Sonja Kehler kümmern, die Freundin Ziems und Mutter der gemeinsamen Tochter Gabriele. Was dann Eigeninteresse, was widerwillig ausgeführter Auftrag, was Selbstschutz war – den hermeneutischen Stress sollte man auskosten, der sich aus dem mitunter unentwirrbaren Gewirr der Kommunikationsabsichten ergibt. Denn er macht diesen Band so unendlich genießbar und verzwirbelt, macht aus dem dünnen Buch einen dicken Wälzer. Darum wohl auch hat der kleine Band einen Widerhall in den Feuilletons gefunden, der so nicht zu erwarten war, nicht was die Zahl, nicht was den langen Atem der Rezensenten anlangt. Er trug zahlreiche Rezensionen ein; zuletzt die von Heinz Ludwig Arnold in der FAZ vom 16.5. 2003.

Viele Rezensenten schreiben ein richtiges Wort fort, das Erdmut Wizisla in seinem überaus genauen und ausführlichen Vorwort ausgesprochen hat: Johnson jongliere in seinen Briefen mit »Gestelztheiten, Archaismen, Untertänigkeitsfloskeln, synthetischen, kryptischen und offenen Zitaten, Anspielungen, Dialogfetzen, expressiver Syntax und Interpunktion« die »Kennzeichen seiner literarischen Sprache« seien.¹¹ Das ist gewiss richtig, nur – umgekehrt schiene mir der Satz noch richtiger.

»Der Sinn von Ziems Satz scheint nicht nur Johnson dunkel geblieben [zu] sein«,¹² meint Erdmut Wizisla mit Bezug auf einen in der Tat obskuren Satz Ziems. »[Die] Heimat lässt sich am bittersten aus der Nähe betrachten«,¹³ hatte der geschrieben. Von Johnsons inkonsistenten und widersprüchlichen Äußerungen gegenüber Ziem kann man aber keineswegs sagen, dass ihr Sinn im Verborgenen bliebe. Gerade die Widersprüchlichkeit mehrerer in sich konsistenter Äußerungen kann besser als eine absichtliche Irreführung der Behörden gelesen werden. Was da Blendwerk, was Eins zu Eins gemeint war, sollte dem Wohl- oder Übelwollen der jeweiligen doppeldeutschen »Postzensur« anheim gestellt bleiben.

Er »mache hier wirklich keine Stil-Übungen, der Satzbau ergab sich so, und andres auch«, schreibt Johnson am 27. Juli 1955. Seine Briefe sind in der Tat eben keine »literarischen Etüden«¹⁴, dies vor allem, wenn man bedenkt, dass auch Johnsons ganze Alltagskommunikation aus diesem Guss gewesen sein soll, wie Freunde und Bekannte immer wieder berichtet haben. Es handelt sich um einen ausgeprägten kryptischen Rea-

11 Johnson, *Leaving Leipzig* (Anm. 1), S. 30.

12 Ebd., S. 27.

13 Ebd., S. 27, 61.

14 Ebd., S. 28

lismus, gespeist durch enorme eidetische Fähigkeiten. Andersherum gesagt: Johnsons Stil ist ein Briefbücherstil.¹⁵ Und ganz gewiss ist dieser Stil nicht mehr künstlich verrätselt – weil sein Vorwurf in der alltäglichen Kommunikation bereits kunstvoll verrätselt zu sein hatte.

Die kunstvolle Verschlüsselung des Faktischen, die Veränderung der Namen von Personen und Orten konstituiert den fiktionalen Charakter der zeitgleich entstehenden Texte, ihre Qualität als Artefakte. Zugleich und nur dadurch aber besiegelt dieser »Umstand« der Verschlüsselung »die Wirklichkeit des Materials und die Existenz jener, die es herstellten und mit ihm umgingen«, wie es in einer nachgereichten Leseanweisung des Autors heißen wird.¹⁶ Wäre das nicht so, so wären die Formentscheidungen ja beliebig. Durch solchen Umgang mit einem Umstand der Realität gelingt es Johnson, die »trostlose Prämisse der Fiktion« zu umgehen, denn was auch bei ihm wie Täuschung, Fiktion, Lüge oder Lässigkeit aussieht, ist gerade dies nicht, obwohl es das ist. Die Täuschung und der Fehler, selbst das offenbar inkonsistente Selektionsprinzip werden zu Siegeln der Echtheit. Die Täuschung des Autors, wo sie nicht zur Selbsttäuschung geworden ist, besiegelt nämlich genau jenen Umstand der Realität, der das moralische Subjekt zur Lüge zwingt. Die Lüge wird darum nicht wahr, sie bleibt Täuschung, aber sie täuscht nicht über die schlechte Wirklichkeit hinweg, sondern weist auf sie hin. Die »vorsätzliche Fälschung« eines Dokuments, als Dokumentation eines Vorgangs unbrauchbar, ist dennoch brauchbar als Ausweis einer Wirklichkeit, die zur Fälschung zwingt: aus Angst, aus Anstand und aus Klugheit. Denn klug war am Ende nur, wer überlebte, indem er die Bälle in der Luft und sich die Option zu Gehen oder zu Bleiben so lange als möglich offen hielt. Aber die Vorstellung, Johnson habe nicht nur seine Korrespondenz, sondern seinen ganzen Alltag als Vorgriff auf ein Werk inszeniert – das will mir nicht einleuchten. Andersherum schon.

»Wenn ich solche kennen soll,« sagt Jakob Abs zu Hauptmann Rohlf, »muss ich ihnen wohl ähnlich sein.«¹⁷ Solche, die Abweichler, die Renitenten, pflegen ihre eigene Sprache. Wer ihr Vertrauen erringen will, um für den Geheimdienst von Wert zu bleiben oder zu werden, der muss sich ihnen anverwandeln. Jochen Ziem hatte sich als ein »solcher« für den Geheimdienst und die Postzensur kenntlich oder wenigstens

15 Vgl. Beyrer, Klaus/Täubrich, Hans-Christian (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg 1997.

16 Johnson, Uwe: Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt am Main 1980, S. 264.

17 Johnson, Uwe: Mutmassungen über Jakob, Frankfurt am Main 1974, S. 52.

verdächtig gemacht, einfach, indem er es nicht eilig hatte mit der Rückkehr zum Osten Deutschlands. Das sollte man bedenken. Johnson jedenfalls wird es immer bedacht haben, sei es, dass er sich über die »Postzensur« mokierte, sei es, dass er nicht Ziem anredete, sondern die Mit-Leser: als »Amt für Ansichtpostkarten«¹⁸. Das ist ja auch ganz hübsch gedacht, denn unterstellt wird da gar nichts. Offene Post kann gelegentlich immer mal mitgelesen werden, von wem auch immer. Selbst wenn das Briefgeheimnis ein Menschenrecht ist und sein sollte. Denn auch das sollte bedacht werden: Die Korrespondenz, die Johnson und Ziem miteinander führten, war gar kein Briefwechsel. Für das ältere »Briefwechsel« fehlt uns da ein »Postkartenwechsel«, damit auch gleich klar wird, dass es sich um eine offene Kommunikationsform handelt.¹⁹ Die Gestelztheit, die Manierismen sollten darum immer auch als Markierung für eine Überschlüsselung gelesen werden, etwa so: »Sehr geehrte Zensur diese Postsendung ist in offenem nicht verschlüsselten Missingsch abgefaßt.«²⁰ Wenn etwas falsch, missingsch klingt, könnte es sich also auch um verschlüsselte Informationen handeln.

Einmal so weit gedacht, muss man aber auch fragen dürfen: Ist es wirklich paradox, dass Johnson Ziem aufforderte, in die DDR zurückzukehren? Und: Versuchte er wirklich, Ziem zu halten? Die meisten Rezensenten sind sich da einig. Aber man wird ja noch fragen dürfen.

Nämlich so: Sind dies nicht alles bloß salvatorisch gemeinte Lippenbekundungen des Leipziger Studenten Johnson, gerichtet an einen, der außer Landes ging und eh schon wusste, wie's gemeint war? Hat er nicht damals schon gesprochen und geschrieben, wie er auch zuvor schon den *Brief für Kurt Hoppenrath* schrieb, so und auch so oder auch anders zu lesen? Aus gutem Grund?

Für solche Überlegungen eignet sich der graugrüne Band auf das Beste. Seinen erstaunlichen Erfolg in den deutschen Feuilletons und im Buchhandel verdankt er den »Alles-von-Johnson-Lesern«, und für die ist er auch genau das Richtige. Die Farbe des Einbands weist dem Band seinen

18 Johnson, *Leaving Leipzig* (Anm. 1), S. 91. Die Vermeidung des Fugen-S weist den Jean Paul-Leser aus.

19 Vgl. die knappe und informative Einführung Katrin Kilians zu: *Der Erste Weltkrieg in deutschen Bildpostkarten*, hg. vom Deutschen Historischen Museum, Berlin. Mit einer Einführung und Kommentaren von Katrin Kilian, Directmedia Berlin 2002, Digitale Bibliothek Band 66 (CDR), S. 15-53, hier besonders die Abschnitte »Entwicklung der Postkarte«, S. 17-21, und »Zensur«, S. 47-49.

20 JT, 168. Die Kommata sind übrigens sämtlich gelöscht, demnach hätte die Zensur das Band abgehört und zurückgespult.

Platz im Regal. Das Graugrün stellt ihn als ein Seitenstück zur *Entwöhnung von einem Arbeitsplatz*, neben *Ingrid Babendererde* und die *Mutmassungen über Jakob*.

Darüber hinaus findet der Leser manche Wendung wieder, die ihm auch beim mehrfachen Lesen der Bücher Uwe Johnsons merkwürdig geblieben ist. Nun weiß man endlich, seit wann und aus welcher Quelle Heinrich Cresspahl so gut über den Unterschied zwischen Schnitzel und Carbonade unterrichtet ist, oder hat vielleicht den Anfang jener seltsamen leviathanischen Motivkette gefunden, die sich darum dreht, dass die »Haut [...] immer außen«²¹ ist: »Sie sehen, lieber Herr, es geht mir ein bisschen mühselig, und sie sagen: Das dauert etwa vierzehn Tage, da muss sich die Haut erst an gewöhnen.«²²

Zeitzeugnis, Steinbruch, biographisches Dokument – diese sorgsam transkribierten Kassiber sind vor allem eins: Ein Buch, gut und schön.

Rudolf Gerstenberg, Frommannstr. 3, 07743 Jena

21 JT, 1674. »Jedermann ist der Beste in seiner Haut«, heißt es, Brecht aufnehmend, schon in den *Mutmassungen über Jakob*, vgl. MJ, 97. Hier weitere, ziemlich wahllose Funde: Johnson, Uwe: Das dritte Buch über Achim, Frankfurt am Main 1973, S. 137, 160, 168, 215, 282, 288, 293; ders., Eine Reise wegwohin, 1960 in: ders., Karsch und andere Prosa, Frankfurt am Main 1990, S. 29–81, hier: S. 30, 61; ders., Johnson, Uwe: Berliner Stadtbahn (veraltet), in: ders., Berliner Sachen, Frankfurt am Main 1975, S. 7–21, S. 8.

22 Johnson, Leaving Leipsic (Anm. 1), S. 80.